

Fremdheit als Heimat
Biblische Perspektiven und kirchliche Erfahrungen in Neukölln
Superintendentin i.R. Viola Kennert, Berlin

Theologischer Impuls bei der Tagung
„Fremdheit als Substanz der Stadt“
27. bis 28. September 2018
Französische Friedrichstadtkirche

Ein paar Assoziationen zum Einstieg:

Heimat ist ein hochexplosives politisches Wort geworden –
jedenfalls für mich -

seit wir ein Ministerium haben, das sich um diesen Begriff kümmern möchte/soll.

Mit dem deutschen Wort Heimat assoziiert sich ein „Daheim-Gefühl“, das – so meine Erfahrung –
auch von Egoismus und Ansprüchen geprägt ist.

In den Sprachen, in denen ich mich ein wenig auskenne – Französisch (la patrie) und englisch
(native place oder native country) wird Vaterland als politische Größe evoziert oder nüchtern:
Geburtsland.

Im Spanischen bin ich zuhause – da ist „patria“ die Identifikation mit Nation, mit einer Befreiungs-
Geschichte.

Der Wortklang in der deutschen Sprache: *Heimat* ist m.E. etwas besonders –
es ist auch ein zusätzlicher Begriff zu Nation, Vaterland und Geburtsland. Es ist emotional und
auch irrational.

Dazu eine biografische Erinnerung:

*Noch Anfang der 60iger Jahre hatte ich in der Deutschen Grundschule Schule in Santiago(Chile)
das Fach Heimatkunde – wir lernten die Namen der deutschen Landschaften und Flüsse, Seen
und Küsten. Daneben hatten wir Chile-Kunde und lernten chilenischen Gebirgsnamen, Flüsse
und Landschaften. Es war – nach meiner Erinnerung - das Verdienst der aus Deutschland kom-
menden Lehrpersonen, dass in dieser Zeit aus der Heimatkunde die Deutschlandkunde wurde.*

Kazim Erdogan, Psychologe, Mitbegründer der Vätergruppe in Berlin Neukölln, inzwischen weit
darüber hinaus bekannt – hat einmal gesagt:

In Berlin bin ich zuhause, die Türkei ist meine Heimat.

*Nach einiger Zeit in der Heimat bin ich froh, wieder zuhause zu sein – und ich freue mich auch,
dass ich immer wieder mal meine Heimat besuchen kann.*

Diese Ambivalenz oder Ambiguität kennen wir – wahrscheinlich – alle.

Auf einer persönlichen Ebene wissen wir, dass wir uns an bestimmten Orten, in Milieus, Kulturen,
Chorälen heimisch fühlen und doch dort nicht verharren wollen. Es ist möglich, an mehreren Or-
ten beheimatet, zuhause zu sein.

Die Forderung (politisch, moralisch, gesellschaftlich), sich entscheiden zu müssen ist deswegen
unfreundlich, unnötig und fördert nicht das Zusammenleben.

Da beziehe ich mich auf die politische Forderung „nur einen Pass“ und ebenso auf kulturelle
Forderungen: Entscheide dich, ob du zu uns (Sprache, Land, Religion, Konfession) gehören willst
oder eben nicht.

Abgrenzungen sind notwendig, um die eigene Identität zu stärken.

Doch an den Abgrenzungen lernen und üben wir Toleranz. Was oder wer anders ist als ich,
muss/will ich tolerieren, kennen lernen – und im (oft anstrengenden) Gespräch bleiben.

Da, wo die Gesprächsfäden abreißen, weil man „unter sich“ ist, entstehen Parallelwelten und der Kampf um die Deutungshoheit, was wertvoll ist und was nicht. Dieser Kampf endet immer mit Gewalt.

Für den politischen und für den kirchlichen Sprachgebrauch bin ich mit Heimat vorsichtig geworden. Heimat lässt sich leicht ideologisieren – und auch der Glaube (oder die Glaubensgemeinschaft) als Heimat kann Anspruchsgefühle wach halten oder auch wecken, die ich für problematisch halte.

Sehnsucht gehört ebenso zu unserem Leben wie Fremdheit.

Sie sind so etwas wie seelische Grundstoffe, die uns wach und lebendig halten.

Die österlichen biblischen Zeugnisse – die Begegnungsgeschichten mit dem Auferstandenen – erzählen in unterschiedlicher Weise von der Befremdung der Jünger*innen, dass Jesus gekreuzigt wurde und von der in der Begegnung punktuell erfüllten Sehnsucht, Jesus mitten unter sich zu haben.

Die Sehnsucht nach diesen Momenten der Nähe zum Auferstandenen bewegt nach wie vor Christ*innen – in der bleibenden Befremdung, der Fremdheit in der Brutalität der Machtverhältnisse, in denen wir leben.

Fremdheit und Sehnsucht nach Beheimatung sind Grunderfahrungen, die unsere geistige, geistliche, politische und kirchliche Produktivität in Gang halten. Deswegen sind sie weder zu überwinden, noch dauerhaft zu erfüllen, sondern zu gestalten.

Wer sind die Fremden?

Eine persönliche Erinnerung:

*Meine Großmutter hatte ein Fremdenzimmer, in dem auch ich schlafen konnte, wenn ich ein Wochenende bei ihr verbrachte. Es hat mich manchmal befremdet, dass in diesem Zimmer eigentlich immer nur vertraute Angehörige oder Freund*innen schliefen.*

Wer sind die Fremden?

Auf jeden Fall: Ich bin es auch. Sogar bei meiner Großmutter.

Befremdung ist das Sprachbild für inneren Rückzug: Wer bin ich eigentlich? – hier bin ich fremd.

Entfremdung ist das Sprachbild für eine Veränderung von Nähe zu einer neuen Distanz.

Die Konnotationen dieser Begriffe sind schmerzlich, wehmütig, irritierend – doch eigentlich: ganz alltäglich und normal, gehören zum Leben.

Und beides – die Klärung eigener Identität und die Klärung von Nähe und Distanz sind lebensdienlich.

Das Faszinierende des Fremden und das Beängstigende des Fremden sind Extreme, die uns manchmal in Wunsch bzw. Angstträumen beschäftigen. Doch Fremd-Fühlen, Befremdung, Entfremdung sind alltägliche Formen, um den Unterschied zwischen mir und Anderen festzustellen.

Fremd-Sein, Fremdheit ist etwas Alltägliches, Notwendiges. Die Bedrohlichkeit würde ich gerne enttarnen. Fremdheit ist Alltag. Normal.

Ein erster Gedankengang durch biblische Geschichten

Die Fremden und das eigene Fremdsein spielen biblisch eine wichtige Rolle.

Es ist ein immer wiederkehrendes Motiv, das menschliche Existenz beschreibt und deutet.

Die Sehnsucht nach einer einheitlichen Sprache wird schon in der Urgeschichte mit der Zerstörung des Turmes in Babel zunichte gemacht (Gen 11)

Die Vielfalt der Sprachen steht für die Notwendigkeit Verständigung zu lernen – und auch für die Gleichberechtigung unterschiedlicher Sprachen.

Das ist eine Ur-Befremdung: Es gibt kein Recht, dass ein*e Fremde*r meine Sprache verstehen können muss. Es gehört zu uns, Lernwege für eine Verständigung zu gehen, gehen zu müssen.

Das ist dann Pfingsten (Apg 2): Es gibt die Chance, sich trotz unterschiedlicher Sprachen zu verständigen, wenn man sich auf den einen Geist einlässt und bereit ist, zu lernen.

Diese beiden Geschichten haben der ökumenischen Tradition ihr Gesicht gegeben und ich glaube, dass sie auch über das Christentum hinausgehendes Potential hat.

Fremdheit – darin bin ich zuhause, beheimatet:

Ich bin ich (anders als andere) und trete in Kommunikation um Fremdsein konstruktiv zu gestalten.

Ich war fremd – unter diesem Motto wurde vor fünf Jahren (2013) der Weltgebetstag gefeiert, mit eindrücklichen Erfahrungen von Frauen und auch Männern aus Frankreich.

In Lev 19, 33-37 (das war der Bibeltext) ist von Einheimischen und Fremden die Rede und die Einheimischen werden aufgefordert, die Fremden (wie die Einheimischen) gleich zu behandeln.

Es ist die schlichte Aufforderung, die Menschen, die mir(uns) fremd sind, teilhaben zu lassen, an dem, was für uns selbstverständlich ist. Doch: Die Teilhabe verändert langfristig die Beziehung und die gesellschaftliche Struktur. Die politischen Konsequenzen der Teilhabe erleben wir seit Jahrzehnten in unserem Land. Fremde sind gekommen und haben nun Anteil an unserem Leben.

Teilhabe zu gewähren und die Erfahrung einer bedrohlich empfundenen Sprachenvielfalt - spielen in der Stadt eine zentrale Rolle.

Unter diesem Aspekt finde ich es nochmals neu interessant, uns klar zu machen, dass die Geschichte Gottes mit seinem Volk, in die wir durch Christus einbezogen sind, von Fremd-Sein geprägt ist.

Israel - das Volk Gottes ist fremd in Ägypten, war fremd auf dem Weg ins gelobte Land und muss sich mit den Fremden (im gelobten Land) immer wieder neu und anders auseinandersetzen.

Fremd sein und mit Fremden und Fremdem (Kultur, Religion) umzugehen ist ein immer wiederkehrendes Thema der biblischen Erzählungen um religiöse, kulturelle und politische Identität zu entwickeln und zu erhalten. Das Ringen um Verständigung und Erhalt der eigenen Identität ist ein roter Faden durch die biblischen Geschichten und ich finde sie wieder in der Realität, die unserer Stadt ein Gesicht geben.

Die lange Geschichte des Exils hat die Theologie in der Hebräischen Bibel geprägt. Die eigene Gottes-Geschichte hält das Fremdsein im Exil wach. Die prophetische Aufforderung, sich niederzulassen und heimisch zu werden mit einer eigenen, fremden Religion, ist dennoch eine klare Wegweisung.

Das sind biblische Bilder, die bis heute gelten und inspirieren.

Während es in ländlichen Gegenden eher um den Anspruch auf ein Territorium geht (Weideland) – ist es im städtischen Bereich die Frage, welche Kultur (Sprache), Religion und Sitten sich durchsetzen.

Integration, Assimilation sind Wege, mit denen Menschen sich in der Fremde beheimaten – und auch fremd bleiben, ja: auch fremd bleiben wollen. Oder auch ungewollt fremd bleiben, weil auch die beste Assimilation sie nicht schützt, wenn Fremdfeindlichkeit politisch gestärkt wird.

Welche Rolle spielt Religion?

Rainer Bucher

(„Geborgen und unbehaust“ Beitrag in Publik-Forum 14/2018:) hebt hervor:

Religion ist die Einsicht in die eigene Heimatlosigkeit. Gottes Reich (für das Christentum) ist immer nur punktuell zu erleben. Es ist die Sehnsucht nach Gottes Reich, die Menschen bewegt. Die Welt ist nicht in Heimat umzubauen. Auch wenn das Leben ein ständiger Versuch der Wieder-Beheimatung ist.

So kann man die biblischen Geschichten lesen.

Unser Leben – ein Versuch der Beheimatung (oder: eine immer wiederkehrende Erfahrung von Beheimatung) in der Welt, in der wir fremd bleiben.

Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen – gehört zu den Werken der Barmherzigkeit (Mt 25,35).

Der Fremde bleibt fremd, er wird aufgenommen und gut behandelt. Das ist viel.

Doch was ist, wenn er dazugehört, weil er bleibt, wenn er teilnimmt und teilhat am Leben? Was ist, wenn ich als Fremde teilnehme, mich einbringe?

Ihr seid nun keine Fremdlinge mehr, sondern Hausgenossen und Mitbürger/innen (Eph 2, 19)

Der Sprung in eine neue Identität in Christus schafft neue Fremdheit in der Welt, und schenkt Beheimatung der Unterschiedlichen, der einander Fremden, die sich auf Christus einlassen

Der Befremdung des Zöllners Zachäus (Lk 19), dass Jesus ihn besucht, steht die Befremdung der Zuschauenden gegenüber, dass Jesus Zachäus besucht.

In dieser allgemeinen Fremdheit wird deutlich, wie die Sehnsucht nach einem beheimatenden Tisch es möglich macht, zu verstehen, wozu Jesus ermutigt: Verständigung und Versöhnung zu wagen durch gemeinsame Teilhabe an dem, was auf dem Tisch steht.

Dieses Wagnis ist Beheimatung im Fremdsein – und geschieht täglich, von der Presse un bemerkt.

Diese Grundform des fremd und behaust sein, kann man auch im 23. Psalm spüren.

Der Weg ist immer wieder überraschend (Aue und frisches Wasser) und befremdend (finsteres Tal) –

und gerade darin wird die göttliche Heimat als gedeckter Tisch punktuell erlebt.

Es ist ein Grundthema unserer menschlichen, irdischen Existenz, dass wir fremd und behaust sind – und dass wir immer wieder in Versuchung geraten, um die Macht zu kämpfen, zu bestimmen, was fremd ist – und in Folge dessen gemäßregelt, verändert, integriert oder auch ausgrenzt werden soll. Dabei spielt die Angst, nicht mehr Wert-bestimmend zu sein, die entscheidende Rolle. Emanzipatorische Aufbrüche werden kulturell immer auch zuerst als Wertverlust bekämpft – und müssen sich langsam als wichtige notwendig zu verteidigende Werte entwickeln (z.B. Gleichberechtigung von Mann und Frau, Wertschätzung von Kindern und ihren Rechten, reformatorische Einsichten).

Die Menschwerdung Gottes ist auch ein Weg der Integration in menschliches, soziales, politisches Gefüge, in die Welt;

und das bei bleibender Fremdheit – Christus hat seine Göttlichkeit nicht aufgegeben.

Dass unser Herr Jesus Christus kein Nest hat, wo er sein Haupt hinlegen und ausruhen kann, ist ein sensibles Bild für diese systematisch-theologische Grundlage unserer christlichen Tradition.

Zweiter Gedankengang:

Fremdsein (für mich stimmiger als Fremdheit) als Heimat Erfahrungen und kirchliche Perspektiven

Wenn man Fremdheit oder Fremd-Sein als normal (Norm)-Zustand beschreibt (nicht als etwas, was überwunden werden muss),

macht man sich neu auf die Suche nach **Werkzeugen** und **Lebenshilfen**.

Sprache als Vielfalt und Mehrdeutigkeit aushalten und mitgestalten.

Wenn ich in der Karl-Marx-Str. Neukölln in einen Supermarkt gehe und eine Auskunft brauche – muss ich nach jemanden suchen, der mir diese in meiner Sprache geben kann.

Wenn ich mit der U7 von Rudow nach Spandau fahre, dann spüre und höre ich, dass ich zu einer Minderheit gehöre – auch wenn die Statistik etwas anderes sagt – und sicher Recht hat.

Das geht mir auch so, wenn ich um den Hermannplatz herum spazieren gehe.

Gibt es ein Recht, dass ich in deutscher Sprache bedient werde?

Gibt es ein Recht, dass auf dem Schulhof bestimmte Sprachen nicht gesprochen werden dürfen?

Gibt es ein Recht, dass alle Menschen, denen ich auf der Straße begegne, meine Sprache verstehen und mir darin antworten können?

Was tue ich, um in mehreren Sprachen zuhause zu sein?

Bewerte ich mein Gegenüber danach, wie gut er oder sie deutsch spricht,

oder, dass er oder sie manchmal als 3. oder 4. Sprache auch Deutsch so gelernt hat, dass er/sie sich in Berlin verständigen können?

Das ist eine kleine Auswahl der Fragen, die mir in solchen Situationen durch Herz und Sinn schwirren.

Sie haben mit Sprache und Teilhabe zu tun.

Zuerst – und das ist inzwischen in unserem Bildungssystem ein Standard:

Es ist sinnvoll, mehrere Sprachen zu sprechen. Fremdsprachenunterricht ist gut.

Die bildungspolitische Frage ist – bisher nur sehr leise – welche Fremdsprachen kommen auf den Stundenplan? Kinder, die zuhause französisch, englisch, italienisch sprechen sind andere Ausländer als die, die zuhause kurdisch, arabisch oder türkisch sprechen.

Es ist sinnvoll, in einer Schule oder in einem Krankenhaus, in der Kita, sich auf Umgangssprachen zu verständigen. Und ich spreche mich auch ausdrücklich dafür aus, dass Menschen gute Chancen bekommen, schnell Deutsch zu lernen. Doch damit darf nicht einhergehen, dass die Herkunftssprache von Eltern oder Großeltern missachtet werden. Mehrsprachige Hinweise in Kitas, Familienzentren und Schulen sind nicht nur sinnvoll, sondern auch eine Form der Teilhabe und des Respekts.

Sprachliche Verständigung ist unentbehrlich, doch der Weg dahin kann nicht sein, dass alle sofort und schnellstens deutsch lernen – sondern, dass Mehrsprachigkeit gefördert und wertgeschätzt wird.

Dies ist eine wichtige Leistung des Respektes, die die diakonischen Beratungseinrichtungen der Diakonie Simeon (auf diese beziehe ich mich, weil ich sie viele Jahre begleitet habe) erbringt.

Sie ist deswegen (Qualität der Beratung und vielfältige Sprachenkompetenz) beliebt und bekannt - auch über Neukölln hinaus.

Sprachliche Vielfalt ist Gestaltungsraum, der Wert von Sprachen spiegelt ein Machtgefüge wider. Gerade letzteres wurde in Babel zerstört und an Pfingsten neu sortiert.

Deutsche umgangssprachliche Vielfalt aushalten und gestalten

Flüchtlinge – Geflüchtete – Menschen mit Fluchthintergrund

Migrant*innen, Menschen mit Migrationshintergrund

Türkische Deutsche, Deutschtürken, deutsche Türken, Deutsche mit türkischer Herkunft,

Kinder, die zuhause kein Deutsch sprechen,

Kinder, deren erste Sprache nicht Deutsch ist

Deutsche, die im Ausland geboren sind, Auslandsdeutsche

Menschen mit Migrationsgeschichte

Menschen mit Fluchtgeschichte

Christ-Sein in ökumenischer Offenheit,

in Katholischer Tradition, ohne Kirchenmitglied zu sein,

kulturell muslimisch leben, ohne Zugehörigkeit zu einer Moscheegemeinde,

aktives Mitglied einer Moscheegemeinde, und als Familie den Alltag in und mit der evangelischen Kinder Tagesstätte leben,

Sprachliche Vielfalt hilft, Menschen nicht in Kategorien einzuordnen, Vielfalt wahrzunehmen und auch sprachlich zu gestalten. Die Sehnsucht nach eindeutigen Definitionen ist eine gefährliche Sucht, Menschen zu kategorisieren.

Konsens in fortwährender Kommunikation erneuern – Vielfalt immer wieder neu ausloten

Die Gleichberechtigung von Mann und Frau – ist unaufgebar. Doch: Ist es durchzusetzen oder – ist mit Bildung dafür zu werben? Und: Was genau meinen wir?

Die Beziehung der Geschlechter zueinander ist eine Grundfrage des menschlichen Miteinanders.

Eine Grundfrage der Menschheit, die immer wieder auch durch den Machtkampf der Geschlechter geprägt wird.

Ich habe gelernt, dass es schwierig ist, die Gleichberechtigung, die in langen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in unserer deutschsprachigen Kultur gewachsen ist, anderen aufzudrücken –in der Form, wie wir sie leben.

Ich muss dafür werben, davon sprechen, Geschichte erzählen. Implantieren stößt auf Widerstand und es wird von denen, die dazu kommen als Missachtung der eigenen Kultur erlebt.

Deswegen: Interesse für die kulturellen Verabredungen in mir fremden Religionen und Kulturen ist der erste Schritt. Das eröffnet auch mir einen neuen Blick:

Ich muss lernen, dass unsere Gleichberechtigung andere Folgen haben kann, als die, die ich kulturell gelernt habe und selber wahrnehme.

(Ein eigenes Schlüsselerlebnis:

Bei einem kurzen Impuls zur Gleichberechtigung von Männern und Frauen in den unterschiedlichen Kulturen erwähnte die Referentin folgende Wahrnehmung: Die Werbung für die Ausbildung zu Flugbegleitenden einer großen internationalen Fluglinie wurde noch vor 10 Jahren darauf hingewiesen, dass Frauen weder an den Armen und Beinen, noch im Hals- und Ausschnittbereich Tätowierungen haben dürfen. Männer mussten lediglich die Hände und den Hals frei von Tätowierungen haben.)

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Gleichberechtigung von Mann und Frau und Menschenwürde ist für mich unaufgebar, und ich will sie auch inhaltlich definieren:

Gleicher Zugang zu Bildung, gleicher Zugang zu Lebensentscheidungen, Selbstbestimmung in der Lebensgestaltung, rechtliche Klarheit für alle Lebensformen, gleicher Zugang zu öffentlichem Leben, u.a.m. Das sagt aber noch nichts über Kopftuch-Tragen oder Gebetszeiten aus.

Der in unserer westeuropäischen Kultur erlangte Konsens zu Gleichberechtigung muss kulturell immer wieder erneuert werden, nicht nur gesetzlich durchgesetzt werden. Das kann man für viele Errungenschaften der Aufklärung und Emanzipation durchbuchstabieren.

(1) Exkurs: Integrationsförderung durch Frauenprojekte

Zwei Frauen-Projekte möchte ich nennen, die sehr viel für Integration leisten, geleistet haben – durch Bildung und Wertschätzung von Herkunftskultur und deutschgeprägter Kultur.

Zu Beginn der 80iger Jahre wurden Treffpunkte für kurdische Frauen (Hinbun) und für türkische Frauen (UGRAK), initiiert, gegründet. Es ging dabei um konkrete Lebenshilfe und Lernhilfen für Frauen, um in Berlin klar zu kommen.

Als diese Arbeit das finanzielle Aus drohte, wurde der Verein „Hilfe für ausländische Frauen und Kinder e.V.“ gegründet. Alle diese Initiativen waren unter dem Dach der Evangelischen Familienbildungsarbeit beheimatet.

UGRAK (Neukölln) besteht bis heute und hat seine Arbeit immer wieder mit den Frauen weiterentwickelt, die dort zu Gast waren (Ugrak: Ein freundlicher Ort).

Seit 2004 haben die Stadtteilmütter in Neukölln (dieses Projekt wurde in den neunziger Jahren initiiert) – um mal eine Zahl zu nennen - seit 2004 mehr als 11.000 Familien besucht.

Ziel war und ist immer: Frauen einen Zugang zu Bildung (auch zu Ausbildung und Arbeit) zu ermöglichen. Das ist der wichtigste Baustein für die Gleichberechtigung.

Weiterhin: Mehrsprachigkeit wird wertgeschätzt und dient der Weiterentwicklung.

Die Stadtteilmütter sind weder aus den Kitas und Familienzentren, noch aus den Schulen wegzudenken und sind inzwischen anerkannt – doch auf strukturell und finanziell immer wieder gefährdeten Füßen.

Stadtteilmütter sind deutschsprechende Frauen, die meistens mehr als eine weitere Herkunftssprache sprechen. Sie pflegen ihre kulturelle und religiöse Identität genauso wie sie ihr Engagement innerhalb der deutschen Gesellschaft für Demokratie und Gleichberechtigung selbstbewusst leben.

(Sie haben in diesem Jahr eine Eingabe beim Berliner Senat gemacht, den 8. März Feiertag einzuführen, weil dieser Tag alle Frauen betrifft, unabhängig ihrer Religion oder kulturellen Prägung)

In kirchlichen Einrichtungen (Kita, Beratung, Familienzentren) haben Stadtteilmütter ihren festen Platz. Sie sind deutsche Staatsbürgerinnen, die Ambivalenz und Ambiguität leben.

Das ist politisch und gesellschaftlich nicht immer erwünscht. Vielleicht ist das ein Grund, weshalb solche wichtigen Projekte immer um finanzielle Stabilität fürchten müssen.

(2) Exkurs:

Rolle von Religion für die Stärkung von Ambivalenz und Ambiguität.

Thomas Bauer: Die Vereindeutigung der Welt, über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt

Bauer führt aus: Diejenigen, die Klarheit und Eindeutigkeit fordern, haben Zulauf. Bekenne Dich zu Deutschland oder geh. Dass Menschen sich in mehreren Orten, Sprachen, Kulturen beheimatet fühlen, ist gesellschaftlich oft schwer auszuhalten.

Als Religion(en) der Schriften haben wir eine lange Tradition von Auslegung. Und kennen die durch Generationen gesammelte Erfahrung, dass Schriftauslegung sich verändern kann und sog. „Eindeutigkeiten“ von der nächsten Generation zur Recht in Frage gestellt werden.

Wir haben eine lange Erfahrung von Ambiguität und mehreren Möglichkeiten in unserer theologischen Tradition. Wir sind vorsichtig mit Eindeutigkeiten, die oft in die Irre weisen.

Die theologische Grundlage der (Schrift)Religionen ist die Kommunikation:

Miteinander – Verständigung untereinander – und mit Gott.

Doch diese Kommunikation ist nicht eindeutig, sondern in der Ausrichtung auf Transzendenz vielfältig und offen, nicht festlegbar. Wenn diese Ambiguität schwindet, verliert Religion ihre Mitte, nämlich das Bewusstsein, dass der Glaube kein sicheres Wissen vermittelt, doch Wegweisung für ein Miteinander gibt. Je eindeutiger Religion sich festlegt (Fundamentalismus) je marginaler wird sie.

Eine fundamentalistische Auslegung bietet Heimat und eine scheinbar berechtigte Abgrenzung zum Rest der Welt. Doch damit wird die Kommunikation abgebrochen und dann gibt es nur noch den Kampf, wer sich durchsetzt. Religion – nicht nur die christliche – lebt davon, dass letztlich nicht alles erklärt und geklärt werden kann und doch die Kraft zu spüren ist – dass die Zuwendung Gottes zu den Menschen die stärkste Motivation ist, Egoismen zu minimieren.

Oder: Die Sucht nach Heimat klein zu halten.

Zu der Ambiguität, der Mehrdeutigkeit gehört auch, dass der/die einzelne sich nicht festlegen muss: Nationalität, „Mutter“-Sprache, Kultur, Essen, Singen, Religion, Geschlechtszuschreibungen.

Für dieses Leben in Mehrdeutigkeit oder in mehreren Kulturen können Religionen Menschen stärken, weil die Kommunikation über Möglichkeiten, Existenz vielfältig zu gestalten, Menschen beieinander hält.

In Ambiguität und Ambivalenz, Vielfalt und Mehrdeutigkeit braucht man einen Konsens. Der muss immer wieder erneuert werden. Unabhängig davon, was gesetzlich bereits untermauert ist.

Auch Religionsfreiheit muss immer wieder neu buchstabiert werden.

Die Sprache ist dafür das vorrangige Instrument.

Ein dritter Gedankengang:

Kultur von Sozialität und Individualität – unsere theologischen und geistlichen Ressourcen.

Fremdheit (oder: Fremd-Sein) als Substanz der Stadt.

Ja- so ist es und so war es und so wird es bleiben. Das ist ein banaler Satz, doch er ist tröstlich. Weil so ein Satz davor bewahrt, mit eigenen Mitteln und Interessen das Reich Gottes auf Erden schaffen zu wollen. Es ist auch ein Satz der Demut.

Unsere theologischen und geistlichen Ressourcen sind nicht exklusiv, sie sind Türöffner für die Gestaltung von Fremdsein und Beieinander-Sein.

Da ist der gemeinsame Tisch, das gemeinsame Essen. Nicht umsonst sind die Orte des gemeinsamen Essens die selbstverständlichen alltäglichen Zeichen der Balance von Fremdsein und Zuhause-Sein.

Die kulinarische Vielfalt will niemand missen – auch nicht die dazugehörenden kulturellen Prägungen, nicht die eigenen werden. Gastfreundschaft ist eine interkulturelle Gabe, die wir bewusst auch religiös nutzen können.

Der gemeinsame Tisch hat in unserer christlichen Theologie noch eine systematisch-theologische Pointe: Die Gemeinschaft beim Abendmahl ist nicht die Addition der Anwesenden, sondern wird durch Christus konstituiert

Hier ist kein Jude, keine Griechen, kein Mann, keine Frau -ihr seid alle in Christus (Gal 3, 28). Im Abendmahl sind wir ein Leib von unterschiedlichen Gliedern. Wir kommen zusammen und gehen wieder auseinander.

Hier liegt in unserem theologischen System eine geistliche und konkrete Situation vor, in der ich immer mit Fremden rechnen muss. Das Abendmahl ist der Ort, an dem die Unterschiedlichkeit bei bleibender Gleichwertigkeit auszuhalten ist. Das ist theoretisch und auch praktisch immer wieder befremdend.

Die Taufe – andererseits – ist das bedingungslose Ja Gottes zu uns als Individuum.

Die Gemeinschaft der Getauften ist die Tisch-Gemeinschaft derer, die von Gott angenommen sind, doch konkret einander auch immer wieder fremd sein können, bleibend fremd sind.

Von dieser theologischen Einsicht ausgehend lässt sich Fremdheit (in der Welt) und Beheimatung (in Gott, in Christus) in vielfältiger Weise entfalten.

Ein weiterer religionsverbindender Gedanke- und Erfahrungselement:

Unterwegs sein ist eine elementare existentielle Erfahrungen, die uns Menschen jenseits von Kultur und Religionszugehörigkeit verbindet.

Wer wird alles zum Zion wandern?

Für mich ist ermutigend, dass ich wahrscheinlich überrascht sein werde, wer alles unterwegs ist – und: dass dort kein sakramentales Abendmahl sondern eher ein gemeinsames Essen sein wird.

Einige Blitzlichter aus meiner erlebten Praxis in Neukölln:

Kirchenkreis-Fest Herrfurthplatz: Kommt und seht, wie freundlich der Herr ist,

Nachmittage in einem Familienzentrum oder ein Vormittag in der Beratungsstelle... Bei diesen Ereignissen scheint etwas auf, da ist Sehnsucht zu spüren und es ist eine vorübergehende Erfahrung von Beheimatung in dieser Welt.

Beheimatung ist eben nicht meine Sprache, meinen geliebten Lieder, meiner Kultur.

Beheimatung in der Fremdheit ist der Moment, in dem wir gerechtes und friedliches Miteinander feiern. Das ist das Potential der Religionen, wenn Menschen den Weg finden, sich an einen Tisch zu setzen. Frieden und Gerechtigkeit voraushoffend zu feiern und konkret im gesellschaftlichen Alltag stark zu machen – das ist das Potential, das Religionen einbringen können.

Und dabei lernen, dass diese punktuell erlebte Sehnsuchterfüllung immer ein erster Schritt ist.

Kirchliche Perspektiven liegen in der Mitgestaltung und Einbringung unserer religiösen Schätze und unserer theologischen Einsichten – auf dem Marktplatz oder in weit geöffneten Kirchräumen.

Inklusive, einladende Christologie ist m.E. ein theologisches Feld auf dem es noch etwas zu entdecken gibt. Wer einlädt kennt sich selbst und will sich bekannt machen.

Theologische Lernbereitschaft und auch: Fehlerfreundlichkeit wünsche ich kirchlicher Praxis.

Sorgfalt und Vielfalt in der Sprache und Mut, der Teilhabe etwas zuzutrauen.

Mein letzter Satz:

Sprache und Teilhabe – als biblische Impulse für kirchliches Handeln -darauf habe ich mich konzentriert.

Sprachliche Vielfalt aushalten und sorgfältig gestalten

und praktische Teilhabe wagen – das zusammen ist immer wieder ein guter Anfang.

Wir wollen immer fertig werden.

Doch es geht darum, immer wieder anzufangen.

Fremdheit gestalten – realistisch, demokratisch, partizipativ, geistlich.

Und die Hoffnung nicht aufgeben, auf einem guten göttlichen - oder auch: gottgewollten - Weg zu sein.